

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 2.

Posen, den 3. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ehe ich Zeit hatte, meinem Wunsche, es zu erfahren, Ausdruck zu verleihen, hatte er mich mit dem Griff eines Gorillas an der Kehle gepackt und durch ein schwaches Zittern der Muskeln gab er mir einen Begriff davon, wie er mir ohne weiteres das Genick gebrochen haben würde. Im nächsten Augenblick ließ er mich los, und wir starrten wieder auf die Lichter der „Macedonia“.

„Und wenn ich rufen würde?“ fragte Maud.

„Sie sind mir zu teuer, als daß ich Ihnen etwas tun würde,“ sagte er sanft — ja, es lag eine Zärtlichkeit, fast eine Liebfosung in seiner Stimme, die mich zusammenzucken ließ — „aber tun Sie es doch lieber nicht, denn ich würde prompt Herrn van Weyden das Genick brechen.“

„Dann darf sie meinetwegen gern rufen,“ sagte ich trokig.

„Ich glaube kaum, daß sie den großen amerikanischen Kritiker Humphrey van Weyden opfern würde!“ lachte er spöttlich.

Wir schwiegen, und wir hatten uns schon so aneinander gewöhnt, daß das Schweigen uns nicht verlegen machte; und als das rote und das weiße Licht verschwunden waren, gingen wir wieder in die Kajüte, um das unterbrochene Abendbrot zu beenden.

Maud sprach Dawsons Gedicht „Impenitentia Ultima“. Sie tat es wundervoll, aber ich beobachtete nicht sie, sondern Wolf Larsen. Der Blick, den er Maud zuwarf, faszinierte mich. Er war ganz außer sich, und ich bemerkte, daß er unbewußt die Lippen bewegte und Wort für Wort so schnell formte, wie sie es aussprach. Er unterbrach sie bei folgenden Zeilen:

„Und ihre Augen sollten mein Licht sein, wenn die Sonne hinter mir erlosch,

Und die Bratschen in ihrer Stimme sollten der letzte Ton in meinem Ohre sein.“

„Es sind Bratschen in Ihrer Stimme,“ sagte er geradezu, und in seinen Augen flammten die goldenen Lichter. Ich hätte jauchzen mögen über ihre Ruhe und ihren Gleichmut. Sie beendete die Schlufstrophen, ohne zu stocken, und lenkte die Unterhaltung in weniger gefährliche Bahnen. Und die ganze Zeit hindurch saß ich in halber Betäubung da, der Lärm aus dem Zwischenbeck ertönte durch das Schott, und der Mann, den ich fürchtete, und die Frau, die ich liebte, sprachen immer weiter.

Wenn Wolf Larsen je den Gipfel des Lebens erreichte, so tat er es jetzt. Immer wieder vergaß ich meine eigenen Gedanken, um ihm zu folgen, und ich folgte ihm mit Erstaunen, unmittelbar bezwungen durch seinen wunderbaren Verstand, durch den Zauber seiner Leidenschaft, denn er predigte die Leidenschaft des Aufstiegs. Und plötzlich zitierte er aus Miltons Lucifer.

Die Kajüte hallte wider von seiner Stimme, wie er so, hin und her schwankend, das sonnenverbrannte Gesicht leuchtend und mit stolz zurückgeworfenem Kopfe da stand und die Augen golden und männlich, fest und unwiderstehlich auf Maud heftete, die in der Tür stand.

Wieder lag dies unsagbare Entsetzen in ihrem Blick, und beinahe flüsternd sagte sie: „Sie sind Lucifer.“ Die Tür schloß sich, und sie war fort. Er starrte ihr eine Weile nach, dann kam er wieder zu sich und wandte sich zu mir.

„Ich will Louis am Rad ablösen,“ sagte er kurz. „Am Mitternacht werden Sie mich ablösen. Jetzt legen Sie sich am besten nieder und schlafen ein bißchen.“

Er zog ein Paar Fausthandschuhe an, setzte seine Mütze auf und stieg die Treppe hinauf, während ich seiner Aufforderung, mich niederzulegen, Folge leistete. Ohne einen mir bewußten Grund, nur einer geheimnisvollen Eingebung folgend, entkleidete ich mich nicht, sondern legte mich völlig angekleidet in die Koje. Eine Zeitlang lauschte ich auf den Lärm im Zwischenbeck und stellte Betrachtungen an über die Liebe, die zu mir gekommen war, aber mein Schlaf war auf der „Ghott“ gesund und natürlich geworden, und bald erstarben Sinnen und Schreien, meine Augen schlossen sich, und mein Bewußtsein sank in den Halbtod des Schlummers.

Ich weiß nicht, was mich weckte, aber ich stand ganz wach vor meiner Koje, und meine Seele zitterte wie in Gefahr, als hätte mich Trompetenschall gerufen. Ich riß die Tür auf. Die Kajütenslampe war tief herabgebrannt. Und ich sah Maud, meine Maud, die sich aus den Armen Wolf Larsens zu befreien suchte. Ich konnte ihre verzweifeltsten Anstrengungen sehen, sie preßte ihr Gesicht gegen seine Brust, um ihm zu entkommen. Alles dies sah ich in einem Nu, und schon sprang ich in die Kajüte.

Ich schlug ihm mit der Faust mitten ins Gesicht, aber der Schlag hatte keine Kraft. Er brüllte wie ein wildes Tier und schob mich mit der Hand weg. Er schob mich nur, legte mich mit dem Handrücken fort, aber so ungeheuer war seine Kraft, daß ich fortgeschleudert wurde wie von einem Wurfgeschöß. Ich stieß gegen die Tür des Raumes, in dem Thomas Murgidge früher geschlafen hatte, und das Paneel zersplitterte unter der Wucht meines Anpralls. Schwankend richtete ich mich wieder auf und befreite mich mit Mühe aus den Trümmern der Tür. Einen Schmerz fühlte ich nicht, ich war nur von einer grenzenlosen Wut beherrscht. Ich glaube, daß ich laut schrie, als ich zum zweitenmal mit gezücktem Messer ansprang.

Aber es mußte etwas geschehen sein. Sie taumelten auseinander. Maud lehnte sich mit ausgestreckter Hand gegen das Schott. Wolf Larsen aber schwankte, die Linke gegen die Stirn gepreßt und die Augen bedeckend, während er halb betäubt mit der Rechten nach einem Halt suchte.

Alles Unrecht, alle Demütigungen, alles, was ich und andere durch ihn erlitten, die Ungeheuerlichkeit, die allein in der Existenz dieses Mannes lag, standen in blendender Helle vor mir. Blind, wahnsinnig, sprang ich auf ihn los und stieß ihm das Messer in die Schulter. Mir war sofort klar, daß es nichts als eine Fleisch-

wunde war — ich hatte den Stahl in seinem Schulterblatt knirschend hören — und hob nochmals das Messer, um ein Ende zu machen.

Aber Maud hatte meinen ersten Stoß gesehen und schrie: „Nicht! Bitte nicht!“

Ich ließ einen Augenblick den Arm sinken — nur einen Augenblick. Dann erhob ich das Messer wieder, und es wäre sicher aus gewesen mit Wolf Larsen, wäre sie nicht dazwischengegetreten. Ihre Arme umschlangen mich, ihr Haar berührte mein Gesicht. Mein Puls flog, und meine Wut wuchs mit seinen Schlägen. Sie blickte mir mutig in die Augen. „Um meinetwillen!“ flehte sie.

„Um Thretwillen will ich ihn töten!“ rief ich und versuchte, meinen Arm frei zu machen, ohne sie zu verletzen.

„Still!“ sagte sie und legte mir die Hand sanft auf die Lippen. Ich hätte sie küssen können, denn inmitten meiner Wut wirkte ihre Berührung so süß, so unsagbar süß. „Bitte, bitte,“ flehte sie, und sie entwaffnete mich mit diesen Worten, wie sie mich — das habe ich später erfahren — stets mit ihnen entwaffnen wird.

Ich trat zurück und steckte das Messer in die Scheide.

Ich blickte auf Wolf Larsen. Er preßte die Linke immer noch gegen die Stirn und bedeckte seine Augen. Sein Kopf war gebeugt. Er schien plötzlich gelähmt zu sein.

„Van Weyden!“ rief er heiser und mit einem Klang von Angst in der Stimme. „Van Weyden, wo sind Sie?“

Ich blickte Maud an. Sie sagte nichts, nickte nur. „Hier,“ antwortete ich und trat zu ihm. „Was ist mit Ihnen?“

„Helfen Sie mir auf einen Stuhl.“

„Ich bin ein kranker Mann, Hump,“ sagte er, als meine stützenden Arme ihn losließen und er auf den Stuhl sank.

Sein Kopf fiel vornüber auf den Tisch und wurde in seinen Händen begraben. Ab und zu schwankte er wie vor Schmerz hin und her. Als er einmal aufblickte, sah ich den Schweiß in schweren Tropfen unter den Haarwurzeln auf seiner Stirn stehen.

„Ich bin ein kranker Mann,“ wiederholte er immer wieder.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte ich, indem ich ihm meine Hand auf die Schulter legte. „Kann ich etwas für Sie tun?“

Aber er schüttelte meine Hand mit einer ungeduldigen Bewegung ab, und eine Weile stand ich schweigend neben ihm. Maud starrte ihn mit einem Ausdruck von Furcht und Schrecken an. Wir hatten keine Ahnung, was ihm geschehen war.

„Hump,“ sagte er endlich, „ich muß in die Kojen. Reichen Sie mir Ihre Hand. Es wird gleich vorübergehen. Ich glaube, es sind die verfluchten Kopfschmerzen. Ich hatte es schon gefürchtet. Ich hatte ein Gefühl — nein, ich weiß nicht, was ich rede. Helfen Sie mir in meine Kojen!“

Als ich ihn aber in die Kojen gebracht hatte, vergrub er wieder sein Gesicht in den Händen, bedeckte die Augen, und als ich mich zum Gehen wandte, hörte ich ihn murmeln: „Ich bin ein kranker Mann, ein sehr kranker Mann.“

Als ich herauskam, sah Maud mich fragend an. Ich schüttelte den Kopf und sagte:

„Es ist ihm etwas zugestochen. Was, weiß ich nicht. Es muß geschehen sein, noch ehe er den Messerstich erhielt, denn der hat ihn nur ganz oberflächlich getroffen. Sie müssen doch gesehen haben, was es war.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts gesehen. Es ist mir genau so rätselhaft. Er ließ mich plötzlich los und taumelte. Aber was tun wir? Was soll ich tun?“

„Warten Sie bitte, bis ich wiederkomme,“ antwortete ich kurz.

Ich ging an Deck, Louis stand am Rade.

„Du kannst nach vorn gehen und dich hinlegen,“ sagte ich und nahm selbst das Ruder.

Er gehorchte ohne Zögern, und ich befand mich allein an Deck der „Ghost“. So leise wie möglich gleite ich die Toppiegel auf und legte das Großjegel hart an den Wind. Dann ging ich zu Maud hinunter. Zum Zeichen des Schweigens legte ich den Finger auf die Lippen und trat in Wolf Larsens Raum. Er befand sich noch in demselben Zustand, wie ich ihn verlassen hatte, und bewegte den Kopf — fast schlangenartig — hin und her.

„Kann ich etwas für Sie tun?“ fragte ich.

Er gab zuerst keine Antwort, als ich aber meine Frage wiederholte, sagte er: „Nein, nein, es ist gut. Lassen Sie mich allein bis morgen früh.“

Als ich mich aber zum Gehen wandte, bemerkte ich, daß sein Kopf die schaukelnde Bewegung wieder aufgenommen hatte. Maud wartete geduldig auf mich, und mit einem freudigen Gefühl bemerkte ich die königliche Haltung ihres frei erhobenen Kopfes und ihre schönen ruhigen Augen. Ruhig und zuversichtlich waren sie wie ihr Gemüt.

„Wollen Sie sich mir für eine Seereise von etwa sechshundert Meilen anvertrauen?“ fragte ich.

„Sie wollen —?“ sagte sie, und ich wußte, daß sie meine Absicht erraten hatte.

„Ja, eben das,“ antwortete ich. „Uns bleibt keine Wahl als das offene Boot.“

„Um meinetwillen, meinen Sie?“ sagte sie. „Sie selbst sind doch gewiß hier ebenso sicher wie bisher.“

„Nein, wir haben beide keine andere Möglichkeit als das offene Boot,“ wiederholte ich tapfer. „Wollen Sie sich bitte so warm wie möglich ankleiden und alles, was Sie mitnehmen wollen, zusammenpacken. — Und machen Sie so schnell wie möglich,“ fügte ich hinzu, als sie sich umwandte, um ihre Kajüte aufzusuchen. Die Vorratskammer befand sich gerade unter der Kajüte; ich öffnete die Falltür, nahm ein Licht und stieg hinunter, um mich mit Proviant zu versorgen. Ich wählte hauptsächlich Konserven, und als ich fertig war, streckten sich mir von oben ein paar Hände willig entgegen, um in Empfang zu nehmen, was ich ihnen zureichte.

Wir arbeiteten schweigend. Ich verschaffte mir auch Decken, Fausthandschuhe, Delzeug, Mützen und ähnliches aus der Vorratskiste. Wir schafften fieberhaft, um unsern Raub an Deck zu bringen und mittschiffs zu schleppen, ja, wir strengten uns so an, daß Maud, die nicht über große Körperkräfte verfügte, erschöpft aufgab, und sich auf die Stufen zur Achterhütte setzen mußte. Aber das half wenig, und so legte sie sich rücklings auf das harte Deck. Sie streckte die Arme aus und ließ alle Muskeln erschlaffen, ein Trick, den ich von meiner Schwester kannte und mit dessen Hilfe sie sich bald erholt haben mußte. Ich war mir auch bewußt, daß es nicht unwichtig für uns war, Waffen zu besitzen, und so ging ich in Wolf Larsens Kabine, um sein Gewehr und seine Büchse zu holen. Ich sprach ihn an, aber er gab keine Antwort, obgleich sein Kopf hin und her schwankte, und er nicht schlief.

„Leb' wohl, Lucifer!“ flüsterte ich bei mir, während ich leise die Tür schloß.

Das nächste, was ich mir verschaffen mußte, war Munition — ein leichtes, obwohl ich dazu auf die Laufbrücke mußte. Hier bewahrten die Jäger die Munitionsvorräte auf, die sie mit in die Boote nahmen, und hier, nur wenige Schritte von ihrem wüsten Gelage, nahm ich zwei Kisten.

Dann mußte ein Boot hinabgelassen werden. Dies war keine Kleinigkeit für einen einzelnen Mann. Als ich die Surringe entfernt hatte, hißte ich es zuerst am Bordertafel und dann achtern, bis es klar von der Keling kam. Dann ließ ich es immer abwechselnd an den beiden Takeln hinunter, bis es an der Schiffsseite dicht über dem Wasser hing. Das wichtigste war Trinkwasser, und ich nahm daher sämtliche Fässer aus den andern Booten.

Da es alles in allem neun Boote waren, hatten wir nun Wasser in Hülle und Fülle und zugleich Ballast, obwohl wir jetzt Gefahr liefen, das Boot zu überlasten, wenn wir den ganzen Proviant übernahmen.

Während Maud ihn mir reichte, und ich ihn im Boot verstaute, kam ein Matrose aus der Back an Deck. Er blieb eine Weile an der Luve ringelnd stehen (wir waren an der Leere ringelnd beschäftigt) und schlenderte dann langsam mittschiffs, wo er wieder halt machte und, mit dem Rücken gegen uns, in die Windrichtung blickte. Ich konnte mein Herz schlagen hören, während ich mich im Boot verkroch. Maud hatte sich aufs Deck gleiten lassen und lag regungslos im Schatten der Reeling. Aber der Mann wandte sich nicht ein einziges Mal um, er reichte die Arme, gähnte, schritt wieder zur Back und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gedichte.

Er war ein tüchtiger Dichter, und sie war sehr naiv. Im Laufe der Jahre setzten sie ja auf Grund ihrer Fähigkeiten etwas zu, aber es war aber immerhin nicht mehr, als daß sie ihr Heim aufrechterhalten konnten. In diesem Heim waren gute Möbel, einige Kinder und häuslicher Friede. Sie kümmerte sich nicht viel um sein Tun und Treiben, sondern ging ihren Pflichten nach. Ihr bester Schatz bestand in einer kleinen Sammlung Gedichte, die er ihr im Laufe der Zeit geschrieben und zugeeignet hatte. Sie begannen in der Verlobungszeit und knüpften sich an allerhand Erinnerungstage: Hochzeit, Geburt des ersten Kindes und allerhand Bemerkenswertes, das sie gemeinsam erlebt hatten. Wenn es ihr schwer wurde, bei Humor zu bleiben oder hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken, nahm sie ihre Zusucht zu den Gedichten, die sie zusammen mit einigen vertrockneten Blumen, dem ersten Kinderjahre und einem Feschen ihres Brautkleiders in einem kleinen japanischen Schrein aufbewahrte. Wenn er sie zufällig bei der Rektüre dieser Gedichte überraschte, behauptete er jedesmal: „Das ist das Beste, was ich jemals geschrieben habe.“

Sie liebte sie alle miteinander, am meisten doch dasjenige, das er nach der ersten Geburt geschrieben hatte, und das er ihr brachte, während sie noch maig und benommen mit klammer Fingern nach dem überstandenen Kampf ausruhte.

Eines Tages kam er recht müde nach Hause. Er war bei seinem Verleger gewesen. Er verschlang das Essen mit gieriger Hast, und erst als sie ihm den Kaffee holte, fing er an zu sprechen: „Du — weißt du — die Gedichte, die ich dir geschrieben habe, — gibst du sie mir zur Veröffentlichung?“

Ihre Hand zitterte. Sie mußte die Tasse hinsetzen. Er gab ihr aber keine Zeit zur Antwort, sondern fuhr fort:

„Darum bleiben sie ja doch dein Eigentum — weißt du, ich bin müde, abgemüht — nichts will mir recht gelingen — es hat schon in der Zeitung gestanden, daß zu Weihnachten eine neue Gedichtsammlung von mir herauskommen wird.“

„Ja — natürlich,“ sagte sie — „ich werde sie holen.“

Sie sah ihn nicht an, als sie ihm die Gedichte reichte.

Er durchblätterte sie etwas benommen.

„Die sind wirklich schön, aber ich werde sie abschreiben, damit du die Originale behalten kannst.“

Die Gedichte kamen zu Weihnachten heraus und wurden gleichzeitig kritisch besprochen.

Sie las die Kritiken pflichtschuldigst. Ihr Buch hatte sie noch nicht zurückerhalten. Es sollte neu eingebunden werden. Endlich kam er damit. Die bekannten Worte sprangen ihr gewissermaßen brutal ins Gesicht.

„Dein Schmerz ist der meine . . .“ — — —

Sie erhob sich schnell und flammelte: „Ich danke dir!“

Dann ging sie damit an den kleinen japanischen Schrein und erwoh, ob sie die Gedichte an ihren alten Platz legen sollte. Schließlich setzte sie sich mit einem Seufzer vor das verschlossene Heiligthum und hielt das Buch unschlüssig in den Händen.

Sie kichelte matt. Sie war so arm geworden, daß sie nicht einmal weinen konnte.

R. Wendl.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Beinase.

Die Fürstin N. in Warschau besitzt einen herrlichen geschnittenen Armstuhl, auf dem früher besonders wichtige Besucher Platz nehmen durften. Heute läuft quer von einer Armlehne zur anderen eine rolleibene Schnur, so daß der Stuhl nicht mehr benutzt werden kann. Warum? Ein Messingchild an der Rücklehne besagt es, denn dort steht zu lesen:

„Auf diesem Stuhl hätte beinahe Seine Heiligkeit Papst Pius XI. gesessen.“

Der Papst hat einmal, als er in Warschau Nuntius war, der Fürstin einen Besuch abgestattet, sie aber nicht angetroffen. Auf diese Weise ist der Stuhl historisch geworden.

Ausgestorben.

Der 14. Februar (Tag des Heiligen Valentin) ist bisher in England ein sehr wichtiger Tag gewesen, denn hier durften schüchterne junge Mädchen den angebeteten Männern schriftlich von ihrer Neigung Mitteilung machen. Wie soeben aus London berichtet wird, haben die englischen Bischöfe diesen Tag aus dem Kalender gestrichen. Warum? Hielten sie diese Sitte für unfittlich? Nein, aber die schüchternen jungen Mädchen sind ausgestorben; sie brauchen heute keinen Valentinstag mehr.

*

War der Mensch ein Fisch?

Weil ein Baby in Kalifornien, ehe es gehen lernte, bereits tadellos schwimmen kann, haben amerikanische Gelehrte die These aufgestellt, daß der Mensch nicht vom Affen, sondern vom Fisch abstamme. Warum nicht, manche Menschen haben ja heute noch Schuppen!

*

Nieder mit dem kurzen Rock.

Der Witz, daß ein junger Mann auf der Straße eine Frau mit entzündenden Beinen anspricht und, als sie sich umdreht, sich seiner eigenen Großmutter gegenübersteht, ist in Stonington (Staat Maine in U. S. A.) übertroffen worden bei einer „Fußnägel-Schönheitskonkurrenz“, bei der alle Bewerberinnen hinter einem Vorhang standen, so daß man nur die Beine bis zum Knie sehen konnte. Den ersten Preis erhielt eine Frau von 62 Jahren, die vier Kinder und acht Enkel hat.

*

Süßliches Bild.

Im „Freundschaftsblatt“ (Berlin) kann man lesen:

Matrosenanzug.

Infrei, für Fünfzehnjährigen sowie Goethes Werke zu kaufen gesucht. Angebote unter 29 an den Verlag.

Warum will der junge Mann ausgerechnet im Infreien Matrosenanzug Goethes Werke lesen?

Gubert.

Die vierte Wand.

Theateranekdoten von Kurt Miethe.

(Nachdruck verboten.)

„Sommer.“

„Herr Barnowsky, wann wollen Sie denn eigentlich mein Stück herausbringen?“ nahe sich mit flehender Miene ein junger Dramatiker dem großen Herrn Direktor.

„Nieder Freund, Sie wissen doch, solange wir diese Serienaufführungen haben, kann ich Ihr Drama nicht bringen. Aber warten Sie. Sagen wir — nächsten Sommer. Jawohl, nächsten Sommer bringe ich es bestimmt.“

Gut. Der Sommer naht. Der Sommer vergeht. Der Herbst ist da.

„Herr Barnowsky, Sie wollten doch im Sommer mein Stück herausbringen . . .“ naht sich bescheiden abermals der junge Dichter.

„Das wollte ich, zugegeben. Aber Sie werden doch nicht etwa behaupten, daß man diese verregnete Jahreszeit, die wir jetzt gehabt haben, Sommer nennen kann . . .?“

*

Der Vorhang.

In einem Londoner Vorstadtheater spielte man ein Schauerstück: „Die Sanftmütige.“

Die Heldin wird am Schluß ermordet und bleibt tot auf der Bühne zurück.

Eines Abends nun geschah es, daß der Vorhangzieher mit der Reiben pouffierte und so das Herunterlassen des Vorhangs vergaß.

Die Reibe lag bereits eine halbe Minute am Boden, die Zuschauer wurden schon unruhig, aber der Vorhang fiel nicht.

Eine weitere halbe Minute verstrich.

Plötzlich erhob sich die ermordete „Sanftmütige“ vom Boden und schrie:

„Willst du wohl endlich den Vorhang herunterlassen, verdammter Affenkopf!“

So endete die Tragödie mit einem ungeheuren Lacherfolg.

*

Feindschaft.

Die beiden Heroinnen des süddeutschen Landestheaters in S. waren grimmige Feindinnen; ihre Namen: Lo Ling und Ellen Manatti.

Eines Tages wurde Lo Ling von einem Auto überfahren.

Glücklicherweise schadete ihr der Unfall nichts, nur ihr Kostüm war vollkommen zerfetzt worden.

Sich ähndend erhob sie sich und sagte zu den Umstehenden:

„Ich mußte gar nicht, daß die Manatti, diese Kanaille, Auto fährt . . .“

*

Wagner in Paris.

Henri Verard erzählt von einer Pariser Aufführung der Oper „Siegfried“.

Man hatte keinen wichtigen Drachen und baute ein Monstrum aus allen möglichen Requisiten zusammen.

Als der „Drache“ auf der Bühne erschien, schrie eine Stimme aus dem Publikum:

„Gud mal, er hat so heftig Trompete geblasen, daß er das Auto aus der Garage herborgelockt hat.“

Glaubwürdigem Vernehmen nach war die Vorstellung gelieft.

*

Abneigung.

Der Heldenspieler eines mitteldeutschen Hoftheaters hieß Peter Bratt. Es war ein ausgezeichnete Mime, nur sprechen konnte er nicht richtig. Er „hakte“, wie man im Bühnensargon zu sagen pflegt.

Als er eines Tages im „Faust“ die Worte sprach: „Ich ping, pin faussttt, pin teinezkleichen . . .“ rief eine Stimme von der Galerie:

„Menschenkind, du bist ja der reenste Hadeperter!“

Peter Bratt ging später zum Film. Dort wurde er prominent und hat jetzt ein Monatseinkommen von 6000 Mark mindestens.

Aber gehacktes Schweinefleisch mag er nicht. Der Berliner nennt es nämlich Hadeperter.

Peter Bratt, der jetzt natürlich anders heißt, pflegt, wenn er diese Speise zu Gesicht bekommt, zu äußern: „Da kann ich ebenso gut einer lebendigen Sau in den Buckel beißen . . .“

Nur wenige Eingeweihte kennen den wahren Grund seiner Abneigung.

NB: Der Autor ist sich bewußt, eine Indiskretion begangen zu haben. Aber was tut man nicht für die Wahrheit. Und das Honorar?

*

Der Tenor.

Der Tenor — seien wir sanft — nennen wir ihn Ppsilon, kündigt plötzlich.

Weil ihm sein Direktor gesagt hatte: „Es ist zwar das Vorrecht der Tenöre, dämlich zu sein, aber Sie, Herr Ppsilon, müssen brauchen ihr Recht.“

Und das kam so. Es war Opernprobe. Der Direktor war anwesend. Ppsilon sang.

Mitten in der Arie klopfte der Dirigent müttend ab:

„Herr Ppsilon, Sie haben die ganze Partie einen halben Ton höher als die Orchesterlage gesungen!“

Ppsilon faßte diesen schlimmen Tadel als Lob auf, und er erwiderte:

„Ach, wissen Sie, daß ist noch gar nichts; ich kann sogar noch einen halben Ton höher singen . . .“

Denkwürdige Frauen der Vergangenheit.

Zu den Frauen, die vor allen andern die Fäden der Schriftsteller, die Pinsel der Maler und die Meißel der Bildhauer in Bewegung gesetzt haben, gehört Isabella d'Este, die älteste Tochter des Herzogs Ercole d'Este und der Leonore von Aragonien, geboren in dem alten Palast zu Ferrara. Von den Eltern ererbte Isabella künstlerische Anlagen, die durch sorgfältige Erziehung befestigt und erweitert wurden. Die drei Passionen ihres Vaters: Baumerie, Theater und Reisen, gingen auf die Tochter über. Mit fünf Jahren wurde sie dem Giobanni Francesco Gonzaga verlobt und erregte schon in dieser Jugend durch ihr Aussehen und ihre Talente die Bewunderung des Gesandten von Mantua. Der Hofmaler der Estes, Cosimo Tura, malte ihr Bild, das den Eltern ihres Bräutigams mit der Versicherung geschickt wurde, daß ihre Kenntnisse und Intelligenz noch bewundernswerter seien als ihre Gesichtszüge. Und das von einer Fünfjährigen! —

Sie wuchs zu einer schönen Jungfrau, mit blondem Haar und heller Hautfarbe heran, während die Augen schwarz und strahlend waren. Obwohl sie nur mittelgroß war, trug sie sich mit Würde. Wie andere Prinzessinnen jener Zeit bekam sie klassische Bildung und sprach Lateinisch besser als irgend eine ihrer Zeitgenossinnen. Sie hatte eine schöne Stimme und begleitete ihren Gesang mit großer Festigkeit auf der Laute. Von Kindheit an war sie von schönen und bedeutenden Kunstwerken umgeben. Die Wände im Zimmer der Mutter waren mit Gemälden der besten italienischen und flämischen Maler bedeckt. Fresken Pisanellos und Piero della Francescos, Medaillen Sperandios, Gobelins aus Faenza und Urbino schmückten den fürstlichen Palast, so daß die heranwachsende reiche Gelegenheit hatte, Schönheitssinn und Geschmack zu bilden.

Als sie mit sechzehn Jahren Herrscherin am Hofe zu Mantua wurde, fanden diese Interessen Ausdruck in einer Sammlerleidenschaft ganz ungewöhnlichen Umfangs, die nur durch ewige Geldnöte gehemmt wurde. Sie unterhandelte dauernd mit Kaufleuten und Goldschmieden, Stickerinnen und Graveuren. Ihre Agenten in Ferrara und Venedig bekamen unzählige Bestellungen auf Ringe, Siegel, Rosetten aus Diamanten, Rubinen und Smaragden. In ihren Ansprüchen war sie launisch und rücksichtslos; häufig versuchte sie den Preis zu drücken, aber sie hatte einen sicheren Blick und echte Begeisterung für das künstlerisch Wertvolle. Dem Maler Luca Pionbini, der ihr Studierzimmer zu dekorieren übernommen hatte, schreibt sie aus Ferrara, wohin sie sich zu Besuch begeben hat: „Da wir aus Erfahrung wissen, daß Sie mit Ihrer Arbeit ebenso langsam sind wie mit allem andern, senden wir Ihnen diese Reilen, um Sie daran zu erinnern, daß Sie in diesem Falle Ihre Natur ändern müssen, und daß wir Sie, wenn mein Studierzimmer bei meiner Rückkehr nicht fertig ist, ins Gefängnis werfen lassen werden.“ Zu einem späteren Brief fügt sie hinzu, daß sie ihrem Schatzmeister befohlen habe, ihm unterjährig alles Gold, das er benötige, zu geben.

Da ihre Sammlung anwuchs, richtete sie einen unbewohnten Flügel des Schlosses als Galerie ein, die als „Il Studio alla Grotta“ berühmt wurde. Hier waren Italiens herrlichste Kunstschätze vereinigt; es gelang ihr Werke von Bellini, Ferruccio, Costa, Michelangelo und Raffael zu bekommen. Die erhalten gebliebenen Briefe der Marquise bezeugen, wieviel Hartnäckigkeit sie oft aufwenden mußte, um in den Besitz der begehrten Kunstschätze zu gelangen, da die Künstler sich vielfach lange bitten ließen. Leonardo da Vinci war wohl der Künstler, den sie am eifrigsten umwarb, um ein Madonnenbild und auch ein Porträt von sich selber von ihm zu bekommen; wieder und wieder versprach der Gelehrte, ihren Wunsch zu erfüllen, aber da er es immer wieder hinausshob, mußte sie nach Jahren vergeblichen Wartens und vergeblicher Bemühungen die Hoffnung schließlich aufgeben.

Daß die Künstler oft so wenig bereitwillig waren, ihre Bestellungen auszuführen, hatte seinen Grund darin, daß sie ihnen eigenwillig bis in die kleinste Einzelheit vorschrieb, wie das Werk aussehen sollte, so daß der Phantasie des Künstlers kein Spielraum mehr gelassen wurde. Sie drückte sie damit zu bloßen Handwerkern herab.

In späteren Jahren kam die Marquise mit Raffael und Tizian in Verbindung. Tizian malte dann ihr Porträt nach einem Original von Francia.

Als Mantua im Jahre 1630 einer dreitägigen Plünderung von Seiten der Truppen Kaiser Ferdinands ausgesetzt war, wurden Schloß und Galerie der Marquise vollständig zerstört, und die herrlichen, mit soviel Liebe und Mühe zusammengetragenen Kunstschätze in aller Herren Länder zerstreut. Es ist heute nichts mehr vorhanden, als ein paar Fresken und Inschriften, sowie einige in Museen erhaltene Gemälde.

Das Leben der Isabella d'Este aber gibt einen getreuen Ausschnitt aus den Zuständen der Hochrenaissance in Italien, dieser seltsamen Zeit der höchsten Leistungen und wildesten Ausschweifungen, dieser Zeit, in der das Wunderwerk der Sixtinischen Kapelle entstand und dann wieder von wilden Horden die ewige Stadt geplündert und dem Erdboden gleichgemacht wurde. Eine gute Monographie der Isabella d'Este hat Julia Corvini geschrieben.

b. S.

Aus aller Welt.

Getreidetrocknung mit Dampfheizung. Auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung in London wurde eine Erfindung eines Großgrundbesizers gezeigt, die darin besteht, das Getreide, das bei Regenwetter im Freien nicht getrocknet werden kann, in der Scheune zu trocknen, und zwar indem man das Getreide unmittelbar neben eine Dampfheizungsanlage aufschichtet und mit Hilfe elektrisch betriebener Fächer heiße Luft durch die Getreidehaufen leitet. Es können so in acht Stunden 10 Zentner Getreide getrocknet werden.

Keine Streichhölzer mehr. Ein Londoner Kaufmann hat eine Zigarette erfunden, die sich selbst in Brand setzt. Am Ende der Zigarette ist ein leicht brennbares Zündpapier befestigt mit einem winzigen Stückchen Zündmasse. Es genügt ein leichtes Streichen des Zigarettenendes an der Reibfläche der Zigarettenfachschale, um die Zigarette in Brand zu setzen.

Ameisenbrötchen. Mit diesem Namen bezeichnet man kleine weiche Körperchen, die von manchen Pflanzen als Anpassungen an das Zusammenleben mit Ameisen gebildet und von den Ameisen denn auch eifrig gesammelt und gern verzehrt werden. Die Ameisenbrötchen — auch Müllerische Körperchen genannt — sitzen zum Beispiel bei dem im tropischen Amerika einheimischen Trompetenbaum zwischen den den Blattgrund bedeckenden Haaren. Auch eine auf Java wachsende Ameisenpflanze bildet an den verdickten Blattstielen zucker- und ölhaltige Ameisenbrötchen aus, die, wie früher nachweist, sobald sie von den Ameisen abgefressen sind, schnell wieder nachwachsen. Da die Brötchen an diesen Pflanzen auf kurzen Stielen sitzen, können sie auch leicht „gepflückt“ werden.

Fröhliche Ecke.

Im Hühnerhof. Erstes Huhn: „Gud dir dieses blöde Luder von neuer Perlhenne an! Wie hochmütig die herumstolzert!“
Zweites Huhn: „Na, laß man, der Hochmut gibt sich, wenn sie erst mal vier Wochen vergeblich auf zwölf Porzellanieren und zwei Türdrückern gebrütet hat . . .!“

Unter Freundinnen. Fräulein Hübner hat sich einen neuen Hut zugelegt, der sie prächtig kleidet, und sagt zu ihrer Freundin, Fräulein Köppler: „Du solltest dir auch so einen Hut anschaffen; er würde dir sehr gut stehen, und du würdest aussehen, als ob du in meinem Alter ständest.“

„Aber ich will ja gar nicht älter erscheinen, als ich bin.“

Moderne Jugend. „Und weißt du auch, warum ich dich durchgebläut habe, miserabler Bengel?“

„Ja, Papa. Weil du Schwergewicht bist und ich bloß Fliegen- gewicht.“

Bei der Wahrsagerin. — und dann sehen Sie, junger Mann, bis zu Ihrem 37. Lebensjahre werden Sie an Armut zu leiden haben.“

„Und dann?“

„Dann haben Sie sich daran gewöhnt.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stra, Poznań.